Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 27

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-639755

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

16 Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Ich hielt den Ausbruch, dessen Zeuge ich soeben war, für ein deutliches Schuldbekenntnis. Keinen Augenblick kam mir in den Sinn, daß Milicas Verzweiflung vielleicht nur durch die schwere Krankheit, die sie soeben durchgemacht hatte, hervorgerufen würde.

Ich dachte fieberhaft nach, wie ich Milica ein wenig Trost spenden könnte.

Da fiel mir Mariannes Bericht über Bolton ein, vielleicht diente es Milica zum Trost, zu erfahren, daß für ihre Mutter keine unmittelbare Gefahr mehr bestand.

Darum sagte ich, nachdem Milica sich ein wenig beruhigt hatte:

„Um Deine Mutter brauchst Du Dich nicht weiter zu besorgen. Kein Mensch, außer Bolton und uns beiden, ahnt, daß sie mit Williams in Verbindung stand. Bolton ist aber gar kein Detektiv, sondern ein amerikanischer Gangster; sicherlich wollte er dem Williams die Juwelen abjagen, vielleicht hat er auch selber zu der Bande gehört, die den Ueberfall auf den Maharadscha gemacht hat. Er wird sich jedenfalls hüten, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen . . ."

Meine Nachricht schien in der Tat Milica etwas zu erleichtern. „Daß wenigstens diese Sorge von mir genommen ist", seufzte sie. Und nach einer kurzen Pause fügte sie leise hinzu: „Gut, daß Williams nicht mehr lebt . . ."

Noch während ich über den Sinn der mir rätselhaften Worte nachdachte, ging die Tür auf.

Eine Krankenschwester trat ein und brachte für Milica einen Brief. Nach einem Blick auf den Briefumschlag legte Milica das Schreiben ungeöffnet beiseite. Es lag nun mit der Anschrift nach unten; ungewollt las ich den Absender: „Jack Lowell, Paris, Hotel Crillon."

Die Krankenschwester war in dem Zimmer geblieben. Ich verstand den Wink.

Ich beugte mich über Milicas Hand und sagte: „Lebe wohl!" Und ganz leise: „Was auch geschehen mag, ich halte zu Dir, Milica . . ."

Sie drückte nur stumm meine Hand.

In den Abendstunden wurde ich im Hotel angerufen. Der Bürovorsteher von Buonavoli meldete sich am Apparat. „Eine große Neuigkeit, Herr Weindal", waren seine ersten Worte. „Ich wollte sie Ihnen keinen Augenblick vorenthalten und rief Sie darum an . . ." Ein langer Hustenanfall unterbrach seine Worte. Endlich schien er sich wieder erholt zu haben. Nach einigem Krächzen und Räuspern, kamen die Worte: „Sie hören mich doch, Herr Weindal?"

„Ja, ich höre Sie. Was ist geschehen?"

„Die Mörderin von Lawrence wurde vor einer Stunde verhaftet. Sie hat ein Geständnis abgelegt . . ."

24. Kapitel.

Ich weiß nicht, ob drei oder dreißig Sekunden vergangen waren, als ich mit heiserer Stimme fragte: „Wo befindet sie sich jetzt?"

Das war zweifellos keine besonders gescheite Frage.

Wo anders als im Gefängnis konnte sich eine verhaftete Mörderin befinden? Ich wagte nicht zu fragen, wer die Täterin sei. So lange ich nicht ihren Namen vernahm, blieb noch immer ein winziger Rest von Hoffnung.

Ich merkte erst nach geraumer Zeit, daß auf meine Frage keine Erwiderung kam. Ich rief einige Male in die Sprechmuschel, ohne Antwort zu erhalten. Hatte der Elsässer angehängt? Es war unverständlich.

Ich ließ mich mit dem Büro des Advokaten verbinden. Niemand meldete sich. Anscheinend hatte mich der Bürovorsteher nicht von der Kanzlei aus angerufen. Wo konnte ich ihn erreichen? Ich wußte nicht einmal, wie er hieß. Da fiel mir Petitjean ein. Im Telephonbuch fand ich seine Adresse.

Es dauerte geraume Zeit, ehe sich eine verschlafene Frauenstimme meldete. Aber der Privatdetektiv war nicht zu Hause. Man konnte mir auch nicht sagen, wo er sich zur Zeit befand. Verzweifelt legte ich den Hörer nieder.

Ich beschloß, zu Petitjeans Wohnung zu fahren. Franzosen speisen früh zu Abend und sind in der Stunde der Mahlzeit äußerst konsequent. Ich war überzeugt, Petitjean würde es sich selbst durch den soeben errungenen großen Erfolg — denn das war für ihn die Entlarvung des Mörders — nicht nehmen lassen, sein Abendessen zur gewohnten Zeit einzunehmen.

Doch ich sollte mich getäuscht haben.

Bis einviertel nach neun saß ich in der großen Behausung des Privatdetektives, in der es kräftig nach Essen roch, und wartete vergeblich auf die Rückkehr des Hausherrn. Madame Petitjean, die mich zweifellos für einen der üblichen Klienten ihres Mannes hielt, leistete mir Gesellschaft. Im Gegensatz zu ihrem schmächtigen Gatten war die Dame groß und breit. Ihre fleischige Oberlippe zierte ein kleiner Schnurrbart. Sie bestritt allein die Unterhaltung.

„Wo nur Leon bleiben mag . . . die schönen Rinderrouladen zerkochen ganz, und dabei ist es seine Lieblingsspeise . . . Kopf hoch, Monsieur! Ein Mann wie Sie findet noch auf jedem Finger eine Frau!"

Madame Petitjean sandte in meiner Richtung einen vielsagenden Blick und fuhr dann fort: Meine selige Mutter hatte immer gesagt: „Juliette, wenn du Rinderrouladen machst, achte genau auf die richtige Menge der Zutaten. Du mußt alles auf ein Gramm genau abwiegen! Ja, Monsieur, meine Mutter, die konnte kochen! Der Bischof von Angoulême — meine selige Mutter war nämlich Köchin im Hotel Lion d'or in Angoulême — ließ sie jedes Mal eigens kommen, wenn er aus Bordeaux oder Limoges Besuch bekam; ihre Ente à la Perigord war von den hohen geistlichen Herrschaften sämtlicher Diözesen bis hinauf in die Bretagne gerühmt . . . Aber was schwatze ich da vom Essen! Leon muß jeden Augenblick kommen . . . Monsieur können sich auf Leon verlassen; er besorgt Ihnen den schönsten Scheidungsgrund. Eine glatte Sache. Nach sechs Monaten können Monsieur von neuem heiraten. Und sollten Sie die Dienste von Leon Petitjean wieder brauchen — Karte genügt. Als wir noch in Tunis wohnten, da hatte Leon einem Italiener . . ."

Ich sollte nicht erfahren, welche Dienste Herr Petitjean einem Italiener in Tunis einst erwies. Denn ein brenzlicher Geruch aus der Küche ließ Madame Petitjean wie von einer Tarantel gestochen auffahren. „Mein Gott, jetzt sind mir die Rouladen doch noch angebrannt!" rief sie verzweifelt und fegte hinaus.

Das Mißgeschick in der Küche hatte Frau Petitjean wortkarg gestimmt. Sie überließ mich meinen Gedanken und der wenig aufregenden Lektüre des „Courier de Beirut".

Als die große Standuhr, die neben Petitjeans Diplomatenschreibtisch das Prunkstück der Einrichtung bildete, ein Viertel nach neun verkündete, erhob ich mich.

„Unverständlich, daß Leon noch nicht da ist!" klagte Frau Petitjean. Anscheinend wollte sie die Verspätung des Mannes entschuldigen, denn, ihre Stimme senkend, setzte sie fort: „Wissen Sie, Leon ist augenblicklich sehr beschäftigt. Eine ganz große Sache. Sie werden ja darüber gehört haben: Die Ermordung dieses amerikanischen Millionärs! Leon glaubt den Täter bereits zu kennen! Ich hörte ihn heute nachmittag mit dem Staatsanwalt telephonieren . . ."

„Entschuldigen Sie, Frau Petitjean, ich kann keinen Augenblick länger bleiben. Ich rufe später an."

Fluchtartig verließ ich die Wohnung des Privatdetektivs. Ich befand mich noch keine drei Häuser entfernt, als ich mit jemand zusammenprallte.

„Herr Weindal!" krähte eine Stimme.

Vor mir stand Leon Petitjean. „Sie waren bei mir?"

Ich nickte nur. Und dann stieß ich hervor: „Sie haben also den Täter?" Ich wunderte mich, wie ruhig meine Stimme klang.

Fortsetzung auf Seite 645.

(„Fahrt ohne Ziel", Fortsetzung.)

„Sie wissen es schon? Ja die Täterin ist verhaftet worden. Sie hat bereits ein Geständnis abgelegt. Die Polizei erwischte sie auf einem kleinen Segler, der eine Stunde später mit dem Ziel Alexandrette in See stach. Sie, Herr Weindal, hatten die Mörderin gewarnt. Sie versuchte, Hals über Kopf zu fliehen und gab damit den letzten Beweis ihrer Schuld . . ."

Gut, daß es bereits ziemlich dunkel war; Petitjean konnte daher nicht sehen, daß ich blaß geworden war.

„Ich habe sie gewarnt . . .", wiederholte ich tonlos.

„Natürlich, ohne es zu wollen! Als Sie der Frau heute morgen am Hafen begegneten . . ."

Er kam nicht weiter. Ich hatte seine Hand ergriffen und drückte sie so ungestüm, daß Petitjean ein Schmerzenslaut entfuhr.

„Au! Sie zerquetschen mir ja die Hand!"

Am liebsten wäre ich ihm um den Hals gefallen. Doch ich stammelte nur: „Entschuldigen Sie tausendmal, mein lieber, lieber Herr Petitjean!" Und dann plötzlich wieder mißtrauisch: „Also die Stewardeß war es??"

Der Privatdetektiv war hellhörig. Er hatte begriffen, was in mir vorging.

„Ja, Frau Wilson, die Stewardeß. Haben Sie etwa gefürchtet, einen anderen Namen zu hören?"

Anscheinend erwartete er keine Antwort; denn er zog mich wortlos mit sich.

Wie lieblich duftete auf einmal das angebrannte Gericht, und welch entzückende Dame die große schnurrbärtige Frau war, die uns auf der Schwelle der Küche empfing. „Leon, es ist nicht meine Schuld . . ." begann sie weinerlich.

Petitjean unterbrach sie: „Schon gut, Juliette! Bitte lasse uns jetzt allein . . ."

Der kleine Mann, der mir längst nicht mehr lächerlich erschien, schloß die Tür des Zimmers. Er holte aus einem Schrank eine Flasche und zwei kleine Gläser.

„Zunächst trinken wir mal einen Calvados, Herr Weindal!" Er goß ein. Seine Hand zitterte ein wenig.

Ich hatte mir bis jetzt aus „Calvados" nie etwas gemacht, aber wenn mir Petitjean anstatt des normannischen Schnapses Tinte eingegossen hätte, ich hätte auch das ohne Bedenken hinuntergeschüttet.

Endlich saß Petitjean hinter seinem Schreibtisch; ich hatte in dem für Besucher bestimmten Ledersessel Platz genommen.

„Sie brennen natürlich danach, zu erfahren, wie mir das gelungen ist, die Frau zu überführen . . .?" begann der Detektiv.

Ich beeilte mich, seine Frage zu bejahen.

In Wirklichkeit, wie sonderlich es anmuten mag, war ich nur mäßig neugierig. Die Gewißheit, daß Milica nicht die Mörderin war, erfüllte mich mit einem so starken Glücksgefühl, daß für irgendeine andere Regung gar kein Platz in mir war.

25. Kapitel.

„Um ganz aufrichtig zu sein", begann Petitjean, „ich war von Ihrer Unschuld zunächst nicht überzeugt. Es sprach zu vieles gegen Sie. Erst als ich die verirrte Kugel in der Schwimmweste entdeckte, schaltete ich Sie als Täter aus. Aber ich war noch weit entfernt davon, in der Stewardeß die Mörderin zu sehen. An Bord der Yacht befand sich mehr als eine Person, der man die Täterschaft viel eher zutrauen durfte."

Petitjean machte eine kurze Pause und griff nach der Streichholzschachtel.

Ich bemerkte: „Ich selbst kam nicht einmal im Traume auf die Idee, die Stewardeß könnte die Tat begangen haben. Ich hatte sie bei meinen Betrachtungen als völlig unverdächtig von vornherein ausgeschaltet. Welches Interesse konnte die Frau haben, Lawrence zu töten . . .?"

Petitjean, der inzwischen seine erloschene Zigarre wieder in Brand gesetzt hatte, nickte.

„Sehr richtig. Ohne Motiv gibt es keinen Täter. Die Kriminalbehörde hat alle, die sich zur Zeit der Tat an Bord des Schiffes befanden, genau unter die Lupe genommen. Die Nachforschungen ergaben, daß Frau Wilson die erste Fahrt mit der Yacht machte und zu dem Millionär gar keine Beziehungen hatte. Warum also hätte sie Lawrence töten sollen?

Nur jemand, der gegen den Schiffseigner einen Haß hegte oder der aus seinem Tode einen Nutzen zog, konnte als Täter in Betracht kommen. Die Besatzung des Schiffes mußte aus diesem Grunde bei der weiteren Suche nach dem Mörder ausscheiden.

Buonavoli erwähnte mir gegenüber, daß Sie den Steward des Schiffes in Verdacht hatten. Ich gebe zu, auch mir war er zunächst nicht geheuer. Es besteht kein Zweifel, daß der Mann nicht ganz normal ist. Er, den nur widrige Umstände zwangen, den gut bezahlten Posten auf der Yacht anzunehmen, empfand für den lauten, parvenühaften Millionär, der sich in Gegenwart des Personals gehen ließ, eine fast krankhafte Abneigung.

Trotzdem schied er als Täter aus.

Es stand für mich fest, daß Lawrence nicht dort den Tod gefunden hatte, wo man ihn später auffand. Wäre der tödliche Schuß auf dem Gange gefallen, so müßte zumindest der Funker ihn vernommen haben. Der Mann hauste in einer der Gästekabinen. Lawrence hatte ihm dies erlaubt, da der Funker in seiner engen Kabine mittschiffs sich nicht wohl fühlte.

Der Funker sagte aus, er hätte bis zwei Uhr nachts gelesen. Da er schon von Berufs wegen ein feines Gehör besaß, hätte er, trotz der bewegten See, einen in nächster Nähe fallenden Schuß unbedingt vernehmen müssen.

Auch dieser Umstand sprach zunächst gegen Sie, Herr Weindal! Als ich jedoch die verirrte Kugel fand, also den Beweis besaß, daß nicht der in Ihrer Kabine losgegangene Schuß Lawrence getötet hatte, fragte ich mich: wo also konnte der todbringende Schuß gefallen sein?

Versuche ergaben, daß nur ein in der Kabine des Millionärs abgefeuerter Schuß unter gewissen Umständen — zum Beispiel bei unruhiger See und vorgezogenen Samtportieren — unvernommen bleiben konnte.

Warum aber nahm der Mörder die Mühe und das Risiko auf sich, die Leiche nach dem ziemlich entfernten Orte, wo man sie später entdeckte, zu schaffen? Zweifellos, um den Verdacht der Täterschaft auf Sie zu lenken. Dies aber setzte voraus, daß der Täter über ungewöhnliche Körperkräfte verfügen mußte."

Hier unterbrach ich Petitjean.

„Ja, war es denn unbedingt nötig, den Toten in die Nähe meiner Kabine zu bringen, um den Verdacht auf mich zu lenken?" Der Detektiv lächelte pfiffig.

„Sagen Sie, Herr Weindal, wären Sie mit Ihrem kranken Arm imstande gewesen, eine zwei Zentner wiegende Last von Ihrer Kabine nach der des Gemordeten zu befördern?"

„Ich verstehe . . .!"

„Der Täter hatte die gleichen Gedanken und das zeigte mir, daß er ein Mensch von Intelligenz sein mußte.

Aus diesem Grunde konnte ich an eine Täterschaft des schwarzen Dieners nicht glauben.

Aber auch der Steward konnte der Mörder nicht sein. Der beinahe im Greisenalter stehende Mann besaß bei weitem nicht die Kräfte, die zum Transport der Leiche notwendig waren.

Aus dem gleichen Grunde mußten auch die Frauen, die sich an Bord des Schiffes befanden, als Täter ausscheiden. Ich traute keiner die erforderlichen Kräfte zu.

In meiner Verlegenheit beargwöhnte ich bereits die Offiziere des Schiffes. Aber es fand sich nicht der geringste Anhaltspunkt für meinen Verdacht.

Ich war an einem toten Punkte angelangt, bis mir der Zufall weiterhalf.

Ich begab mich wieder einmal auf die Yacht und war gerade dabei, — um aufrichtig zu sein, ohne besondere Erwartungen — die Räume, in denen sich das Drama abgespielt hatte, einer erneuten Besichtigung zu unterziehen, als ich Zeuge eines kleinen Vorfalls wurde. Eines Vorfalls, dem ich zunächst mehr belustigt als interessiert zusah.

Fortsetzung folgt.